

Christa Wolf Sommerstück



Suhrkamp

suhrkamp taschenbuch 3941

Einen Sommer auf dem mecklenburgischen Land erlebt die Schriftstellerin Ellen, zusammen mit Familie und Freunden. Der gesellschaftliche Stillstand ist Ende der siebziger Jahre deutlich zu spüren, aber für die Dauer einiger weniger Monate, die in der Erinnerung einmalig und endlos scheinen, entsteht hier eine lebendige Gemeinschaft. *Sommerstück* ist die Geschichte eines Jahrhundertssommers und zugleich der Abgesang auf eine politische Utopie.

»Wie konkret, wie genau, wie schön wird hier erzählt ... mit welcher Präzision und Einfachheit, durchkreuzt von Witz und Lebendigkeit.« Barbara Bondy, *Süddeutsche Zeitung*

Christa Wolf, geboren 1929 in Landsberg/Warthe (Gorzów Wielkopolski), lebt in Berlin und Mecklenburg-Vorpommern. Ihr Werk, das im Suhrkamp Verlag erscheint, wurde mit zahlreichen Preisen, darunter dem Georg-Büchner-Preis und dem Deutschen Bücherpreis für ihr Gesamtwerk, ausgezeichnet. Zuletzt veröffentlichte sie *Der Worte Adernetz. Essays und Reden* (es 2475) und *Mit anderem Blick. Erzählungen* (st 3827).

Christa Wolf
Sommerstück

Suhrkamp

Die Erstausgabe von *Sommerstück* erschien 1989
im Aufbau-Verlag, Berlin und Weimar.

Der Text, der dem 2001 erschienenen Band 10
der von Sonja Hilzinger herausgegebenen *Werke in zwölf Bänden*
folgt, wurde für diese Ausgabe durchgesehen und korrigiert.

Umschlagfoto: Helga Paris

suhrkamp taschenbuch 3941

Erste Auflage 2008

© Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 2008

Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das
der Übersetzung, des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Satz: Hümmer GmbH, Waldbüttelbrunn

Druck: Druckhaus Nomos, Sinzheim

Printed in Germany

Umschlag: Göllner, Michels, Zegarzewski

ISBN 978-3-518-45941-6

I 2 3 4 5 6 – 13 12 11 10 09 08

Sommerstück

Raubvogel süß ist die Luft
So kreiste ich nie über Menschen und Bäumen
So stürz ich nicht noch einmal durch die Sonne
Und zieh was ich raubte ins Licht
Und flieg davon durch den Sommer!

Sarah Kirsch

Allen Freunden jenes Sommers

I.

Es war dieser merkwürdige Sommer. Später würden die Zeitungen ihn »Jahrhundertssommer« nennen, trotzdem würde er von einigen seiner Nachfolger noch übertroffen werden, infolge gewisser Veränderungen der Strömungsverhältnisse über dem Pazifik, die zu einem »Umkippen« des Ozeans und noch unabsehbaren Verschiebungen in der Großwetterlage über der nördlichen Halbkugel geführt hätten. Davon wußten wir nichts. Wir wußten, wir wollten zusammensein. Es kam vor, daß wir uns fragten, wie wir einmal an diese Jahre denken, was wir uns und anderen über sie erzählen würden. Aber wirklich geglaubt haben wir nicht, daß unsere Zeit begrenzt war. Jetzt, da alles zu Ende ist, läßt sich auch diese Frage beantworten. Jetzt, da Luisa abgereist, Bella uns für immer verlassen hat, Steffi tot ist, die Häuser zerstört sind, herrscht über das Leben wieder die Erinnerung.

Es sollte nicht sein.

Damals, so reden wir heute, haben wir gelebt. Wenn wir uns fragen, warum der Sommer in der Erinnerung einmalig erscheint und endlos, fällt es uns schwer, den nüchternen Ton zu treffen, der allein den seltenen Erscheinungen angemessen ist, denen das Leben uns aussetzt. Meist, wenn der Sommer zwischen uns zur Sprache kommt, tun wir so, als hätten wir ihn in der Hand gehabt. Die Wahrheit ist, er hatte uns in der Hand und verfuhr mit uns nach Belieben. Heute, da die Endlichkeit der Wunder feststeht, der Zauber sich verflüchtigt hat, der uns beieinander und am Leben hielt – ein Satz,

eine Formel, ein Glauben, die uns banden, deren Schwinden uns in vereinzelte Wesen verwandelte, denen es freisteht, zu bleiben oder zu gehen: Heute scheinen wir keine stärkere, schmerzlichere Sehnsucht zu kennen als die, die Tage und Nächte jenes Sommers in uns lebendig zu erhalten.

Was sehen wir denn, wenn wir die Augen schließen? Ein paar Figuren, hingeworfen auf einem in leuchtenden Farben gehaltenen Grund, darüber ein Himmel, hochgewölbt, tiefblau, wolkenlos, gegen Abend goldgetönt, schließlich nachtschwarz, bestückt mit einer Unzahl von Sternen. Jetzt! schrie alles uns an. Wie ein Hetzruf, der einem ins Blut geht: Jetzt! Jetzt! So schrien die Dinge uns um Erlösung an. Wir sollten so stark wir selbst sein, wie sie sie selbst sein mußten. Es konnte bedrohlich werden, ja. Mitten auf der Wiese der Kirschbaum in seinem unvernünftigen Blütentaumel, das war Ende Mai. Der Kirschbaum, der sich Ellen in die Netzhaut einritzte, kein anderer wird sein Bild je verdrängen. Oder die beiden Eichen, die ihr Astwerk ineinandergeschlungen haben und deren eine, rechte, für sie weibliche, auch dieses Jahr um ein, zwei Wochen später grün wurde als die andere, männliche – ein Vorgang, den Ellen als Sinnbild nahm. Oder die nestersuchenden Schwalben, die sich unter dem überhängenden Rohrdach einrichteten, unter dem Jan, kaum waren sie angekommen, die dicken Spinnwebplacken abfegte. Der unentzifferbare Code, den sie mit ihren pfeilschnellen Flügen gegen den blassen Morgenhimmel, mit ihren sanften Bögen gegen Abend auf brandroten Grund schrieben. Nie waren die Spinnen so schlimm wie dieses Jahr. Nie war der Himmel unentrinnbarer in seinem herri-

schen Blau. Und die Sterne letzte Nacht? Habt ihr das Gefunkel gesehen? Habt ihr gesehen, wie der Abendstern immer größer wurde, je länger man ihn ansah? War dir auch so, als würde er dich in sich hineinreißen? – Solche Fragen stellte Luisa durchs Telefon.

Nein. Nein Luisa. Die Sterne waren oben, und ich war unten, himmelweit von ihnen entfernt, und falls etwas an mir riß, meine ungestillte Gier nach den Sternen war es nicht.

Luisa und Ellen sind nicht aus dem gleichen Stoff gemacht. Aber merkst du nicht, wie es dich treibt, daß du keinen Augenblick versäumen darfst. Weil bald etwas Schlimmes passiert.

Was meinst du, Luisa.

Merkst du nicht, wie alles zum Zerreißen gespannt ist.

Luisa dachte, das Himmelszelt werde eines Tages reißen und die Weltraumkälte könnte bei uns einströmen. Oder die Erde werde unter der Hitze bersten und sich bis zu ihrem rotglühenden Kern vor unseren Füßen auf-tun. Oder dieses Leuchten und Brennen und Flimmern werde das für unsere menschlichen Körper erträgliche Maß überschreiten. Merkst du nicht, wie du dich auflöst.

Nein, Luisa. Ellen blieb fest, wahrte ihre Konturen. Das war keine Fähigkeit, sondern ein Unvermögen, das sich als Fähigkeit tarnte. Das eingefleischte Unvermögen zur Selbstaufgabe. Wie lange, fragte sie sich, würde sie es halten können, noch halten wollen?

Und hast du keine Angst vor dem Ton, den das Himmelsgewölbe hervorbringen wird, wenn jemand jetzt daran schlägt? Spürst du nicht, mittags, wie dieser Ton

dicht davor ist, auszubrechen und uns die Ohren zu zerreißen.

So Tag um Tag.

Wir wollten zusammensein. Manche Tiere haben diese Witterung, lange ehe man sie zur Schlachtbank führt. Vergleiche, nicht zu rechtfertigen, auch nicht zurückzunehmen. Wir wußten nichts, es gab keine Anzeichen. Unter nichtigen Vorwänden suchten wir jeder die Nähe des anderen. Ein Alleinsein würde kommen, gegen das wir einen Vorrat an Gemeinsamkeit anlegen wollten. Wer kann sich andauernd auf der Tagesseite der Erde halten? Wie soll man es sich versagen, wenigstens im Geiste an jene Orte zurückzukehren, die, jetzt verödet, einst jenen sehr flüchtigen Stoff zu binden wußten, für den Glück ein Verlegenheitsname ist. Soll man der Versuchung nachgeben. Darf man es denn? Noch einmal diesen Grund auslegen. Diesen Himmel aufspannen. Den Bewegungen dieser Zufallsfiguren folgen, so wie ein Kind mit dem Finger die Linien eines Labyrinths nachzeichnet, ohne den Ausgang je zu finden. Uns noch einmal die Plätze bereiten, daß wir sie einnehmen können.

Doch wohin soll das führen. Ist Schönheit beschreibenswert?

Eine vernichtende Frage. Was bleibt zu hoffen für eine Zeit, die vom Hohn auf Schönheit gezeichnet ist? In der eine vertrackte Art von Mut dazu gehört, von einer gewissen Baumgruppe – Ellens beiden Eichen, die genau auf der Grenze zwischen Schependonks und ihrem Grundstück standen – zu behaupten und zu wiederholen, sie sei schön.

Dies nur als Beispiel. Luisa, die niemals fragen wür-

de, ob zu einer Handlung oder Aussage Mut gehört, gebrauchte das Wörtchen »schön« sehr häufig, mit innigem Ausdruck und in inständigem Ton. Wir lächelten, wenn sie auf unseren Stadtgängen den Eckstein einer Treppe, eine Türklinke, eine Fensterumrahmung oder ein altes Innungsschild »schön« nannte, gar nicht zu reden von den alten Frauen, die in den kleinen alten Städten überall auf Bänken unter Bäumen, hinter einer spiegelnden Fensterscheibe, sogar auf Steintreppen vor den windschiefen bröckligen Fachwerkhäusern sitzen, die sich gegenseitig halten. Habt ihr gesehen, wie schön die war? Mit der Überlegenheit ist uns das Lächeln vergangen. Ohne Zwang, ohne Überredung hat Luisa uns sehen gelehrt. Versteht sich, daß wir uns wehrten. Wir begannen gewahr zu werden, welchen Preis der zahlt, der auf Schönheit angewiesen ist: Er ist dem Gräßlichen ausgeliefert, wie Luisa.

2.

Natürlich war uns klar, daß man sich an nichts hängen soll. Natürlich hat ein Begriff wie »Haus« in unseren jüngeren Jahren keine Rolle gespielt. Ganz, ganz andere Wörter, erinnerte Ellen sich, hatten ihren Kopf vollständig besetzt gehalten. Was trieb sie auf Haussuche? Die Selbstrechtfertigungen, die sie sich schuldig waren, verblaßten vor Luisas Überzeugungen. Flucht? Aber wieso denn Flucht. Wo doch hier das wirkliche Leben ist. Ihr werdet sehen.

Luisa litt, daß sie zur falschen Jahreszeit und von der falschen Seite her ins Dorf kamen. Oft, oft sind sie dann

noch von der richtigen Seite gekommen, vom Sandberg her, und beim richtigen Wetter, bei Sonne und praller Hitze. Beim erstenmal aber, davon war dann immer wieder die Rede, hatten sie sich zu Ostern, an einem kalten, windigen, regnerischen Tag, und von hinten her, über die Hügel, an das Dorf herangemacht. So habe es keinen Zweck, hatte Luisa angstvoll gesagt. So würde ihnen das Dorf nicht gefallen. Kalte Schauer schlugen ihnen ins Gesicht, sie stemmten sich gegen den Wind. Das ist hier so, sagte Luisa entschuldigend. Seenähe. Hör doch auf zu jammern, sagte Antonis, und sie lachten, daß Luisa sich für die Landschaft, die Jahreszeit und das Wetter verantwortlich fühlte. Sie kannten Luisa noch nicht gut. Wenn ihr im Sommer kommt, sagte sie, am besten mittags, wenn die Sonne senkrecht steht. Auf dem Sandberg müßt ihr anhalten. Dann seht ihr auf einmal euer Dorf daliegen, und ihr versteht gleich, warum es die Leute hier »Kater« nennen. Von rechts her, wo der Schwanz des Katers ist, springen euch die einzelnen weißen Häuser in die Augen, die leuchten nämlich, unglaublich schön ist das. Dann kommt der Knick in der Häuserreihe beim Transformatorenhäuschen, wo Schependonks Pferd grast, aufgedunsen vom Gras und von der Hitze, als müßte es platzen, aber euer Haus seht ihr immer noch nicht. Ganz links liegt es unter den Bäumen versteckt am Kopf des Katers, vielleicht hundert Meter weit müßt ihr in den Wiesenweg reinfahren, dann seht ihr es. Ihr werdet erschrocken sein, wie rot es ist.

Jenny, ihnen immer voraus, ließ ihr langes blondes Haar und die Schöße ihres olivgrünen Parkas hinter sich flattern, wenn sie gegen den Wind die Hügel hin-

unterlief, und sie kam als erste auf der höchsten Kuppe an, auf welcher der trigonometrische Punkt stand, ein Holzlattengerüst, das durch ein Warnschild des geodätischen Instituts gegen mutwillige Beschädigung gesichert war, das wir sofort »Neandertaler« taufte und das, über die Jahre hin, vor unseren Augen verfiel und am Ende spurlos verschwand. Dort oben stand Jenny, drehte sich sehr langsam um ihre Achse, suchte mit den Augen die Landschaft ab und rief: O Mann! Mann Mann!

Gefällt es dir? rief Luisa, fast ungläubig, zurück. Ja, sagte sie später, daß Jenny die Gegend gefallen würde, daran habe sie nicht gezweifelt; auch wegen Jan hätte sie sich keine großen Sorgen gemacht. Aber daß Ellen hier hätte leben wollen, das sei ihr doch sehr unwahrscheinlich vorgekommen. Mir auch, sagte Ellen dann jedesmal und suchte sich wieder daran zu erinnern, wie ihr beinahe alles recht gewesen wäre, was sie aus der Stadt herausgebracht hätte, wo ihr beinahe nichts mehr recht war.

Rahmers Haus, das sie an jenem Vormittag betraten, war nicht das gleiche Haus, durch das wir jetzt in Gedanken und in unseren Träumen immer wieder gehen. Antonis, versessen auf alte Möbel und alte Häuser, hatte die Vorverhandlungen mit Herrn Rahmer geführt, der jetzt in seiner ganzen Besitzerwürde vor die Tür trat und sie förmlich, beinahe feierlich, einlud, einzutreten. Endlich blüht die Aloe . . . Ellen suchte die nächste Zeile, während sich zum erstenmal die grüne Haustür vor ihr öffnete, »auftat« wäre wohl das passende Wort, während sie zum erstenmal über die alten, unbeschädigten, in schwarz-weißem Rhombenmuster angeord-

neten Bodenfliesen im Flur gingen, die Köpfe einzogen unter der niedrigen Stubentür, die damals noch weiß, nicht dunkelbraun gestrichen war. Endlich blüht die Aloe, endlich trägt ... Am Ofen die beiden dicken Frauen: Frau Rahmer, ihre Krücken neben sich, und Olga, auf die Luisa uns zaghaft vorbereitet hatte: Erschreckt nicht, ihr werdet sehen, sie ist ein bißchen merkwürdig. – Was heißt merkwürdig, hatte Antonis gesagt, sag doch, wie es ist, schwachsinnig ist sie, was ist dabei! – Ach Antonis!

Olga war es dann gewesen, die die Begrüßung in die Länge gezogen hatte, mit ihren heftigen Rufen: Aufs Sofa! Aufs Sofa!, gegen die Frau Rahmer jedesmal heftig protestieren mußte: Nein! Nein! Auf Olga sollte und sollte man nicht hören. – Sie ist nicht dumm, behauptete Luisa steif und fest, glaubt mir! Achtet mal drauf! – Auf allen Familienfotos, die Herr Rahmer später aus einer uralten Blechkeksschachtel herauskramte, stand oder saß Olga am Rand der Gruppe. Fotos von einzelnen Personen gab es nicht, von Paaren nur am Tag der Hochzeit – auch der Silbernen, gegebenenfalls der Goldenen Hochzeit. Seht ihrs nun, flüsterte Luisa. Es stimmte, daß Olgas Gesicht, dem man, als sie ein kleines Kind war, eigentlich nichts Besonderes ansehen konnte, mit den Jahren immer schwammiger, daß ihr Körper immer unförmiger wurde, bis sie war, wie wir sie nun sahen, mit dümmlichem Gesichtsausdruck, herabhängender Unterlippe, lange Zeit teilnahmslos vor sich hindösend und an unerwarteten Stellen des Gesprächs aufgeregt, sogar vorlaut. Wohin soll Olga gehen, wenn sie hier weg muß, fragte Ellen sich, und die Frage wurde ihr beantwortet, ohne daß sie sie aus-

sprechen mußte: In ein Heim komme sie, sagte Olga vergnügt, die Fürsorgerin habe ihr schon einen Platz besorgt. Das wird schön! rief Olga, und beide Rahmers, Bruder und Schwägerin, konnten nur die Achseln zucken. Ihr Sohn und ihre Tochter, die auf der Fotofolge so eilig heranwuchsen, wollten ihr Elternhaus nicht, nicht geschenkt, die saßen fest in ihren Stadtwohnungen, die mochten nicht mal hier Ferien machen, die fuhren nach Bulgarien oder bauten sich einen Bungalow an einem See. Frau Rahmers einzige Sorge war, ob der Kaufpreis die Hypothek decken würde, die auf dem Haus lag, aber darüber hatte Jan den alten Rahmer schon beruhigt, der nun am liebsten ausführlich aus seiner Bürgermeisterzeit erzählen wollte, von der noch der Schreibtisch zeugte, der unter das zweite niedrige Fenster gerückt war, und das altertümliche Telefon, ein verschnörkelter Holzkasten mit Kurbel, das von hier aus direkt in das nächste Heimatmuseum wandern würde. Herr Rahmer war einstmals ein gewichtiger Mann in der Gemeinde gewesen, dafür gab es Beweise, die er mit genauen Daten verknüpfen wollte, nach denen er in seinem alten Kopf herumsuchen mußte, da aber schnellte Olga ihren Kopf heraus, den sie sonst schläfrig wie eine Schildkröte in ihrem faltigen Hals eingezogen hielt, und stieß, unfehlbar richtig, das gesuchte Datum hervor. Tja – das könne sie, sagte Herr Rahmer, und Frau Rahmer setzte hinzu: Das sei aber auch das einzige, was sie könne. Und rumtreiben. Na, na, sagte Herr Rahmer. Das seien doch alte Geschichten. Antonis schlug vor, sie sollten zur Sache kommen. Endlich blüht die Aloe, endlich trägt der Palmbaum Früchte ...

Sie besichtigten das Haus, an dessen Urzustand wir

uns nur mühsam erinnern können, nur wenn wir in Gedanken neben Herrn Rahmer noch einmal durch die paar Stuben gehen, die zugige, nach allen Seiten hin offene Küche – kein Wunder, wenn Frau Rahmer hier Rheuma gekriegt hatte! Mit ihren Krücken humpelte sie die ganze Zeit nebenher, sie sei zu nichts mehr imstande, das würden wir nun doch selber sehen –, die leeren Ställe, in denen altes Stroh lag, ein paar Hühner kratzten darin herum, schließlich der Hof, die riesige Wiese mit den Obstbäumen. Na, sagte Jan leise zu Ellen: Das ist es, wie? Ellen nickte. Gleich bei diesem ersten Gang, sagte Jan später wieder und wieder, habe er vor sich gesehen, was daraus zu machen war. Nicht die Arbeit in ihrem ganzen Umfang, die auf sie zukam, das nicht. Aber die Umrisse eben, eine Art Vision, die, während sie sich allmählich verwirklichte, die Erinnerung an das alte Haus in uns verdrängte. Das Haus, wie es dann wurde, wird in uns weiterleben, jeder Winkel, jede Abmessung, jeder Lichteinfall zu jeder Jahreszeit ist für immer in uns aufbewahrt. Nicht nur das Sommerlicht, aber das am stärksten.

Ob sie es sich denn auch gut überlegt hätten, fragte Ellen Frau Rahmer; schließlich wollten sie ihr doch nicht ihr Haus wegnehmen. Da gebe es nichts mehr zu überlegen, hatte Frau Rahmer erwidert. Ihre Hüfte werde auch nicht mehr besser, und wer solle am Ende das Ganze bewirtschaften.

Was denkst du, fragte Jan nun Jenny. – Da fragst du noch? Frag Mutter. – Die ist dafür. – Tatsache? Ich auch. – Luisa umklammerte kurz und heftig Ellens Oberarm. Antonis, der Vermittler, hatte die Entscheidung Herrn Rahmer, dem Besitzer, mitzuteilen. Es freue

ihn, sagen zu können, die Sache sei perfekt. Herr Rahmer und Jan tauschten mitten in der Rahmerschen Küche einen langen festen Händedruck. Nächste Woche käme der Schätzer, danach könnten sie den Kaufvertrag abschließen.

Endlich schwindet Furcht und Weh ... Ellen hatte eine kurze unwirkliche Erscheinung von einem zukünftigen Leben in diesem Haus, die aber, anders als Visionen sonst, an die Wirklichkeit nicht heranreichte. In die Wohnstube zurückgekehrt, hatten sie einen Klaren zu sich nehmen müssen, Olga hob ihr Glas: Prösterchen! und ließ sich nachschenken. Dann konnte man gehen – nicht ohne daß Jan Herrn Rahmer fragen mußte, ob der alte Herr mit Bart, dessen großformatiges Foto unter Glas über der Tür hing, vielleicht sein Vater sei. Aber nein doch! hatten alle drei Rahmers zugleich ausgerufen. Das sei ihr Bruder Johannes, der zur Zeit der neuapostolischen Gemeinde vorstehe, der sie alle angehörten und von der sie so viel Gutes hätten. Jenny fragte mit ihrer undurchdringlichen Miene, was sie denn Gutes von der neuapostolischen Gemeinde hätten, da bekam sie den Bescheid, nun, viele Brüder seien zum Beispiel Handwerker. Oh, sagte Jan. Ob Herr Rahmer ihm wohl Adressen von seinen Handwerkerbrüdern geben würde. Freilich, sagte Herr Rahmer. Dat geit kloar.

So, sagte Jan, wieder auf der Dorfstraße, jetzt stehn wir unter dem Schutz der neuapostolischen Gemeinde. – Endlich wird der Schmerz zunichte ... Es sei so schön, so unglaublich schön, sagte Luisa, mit diesem Jubel in der Stimme, sie würden Nachbarn werden, sie freue sich so. Bleib ruhig, Kleine, sagte Antonis, ließ